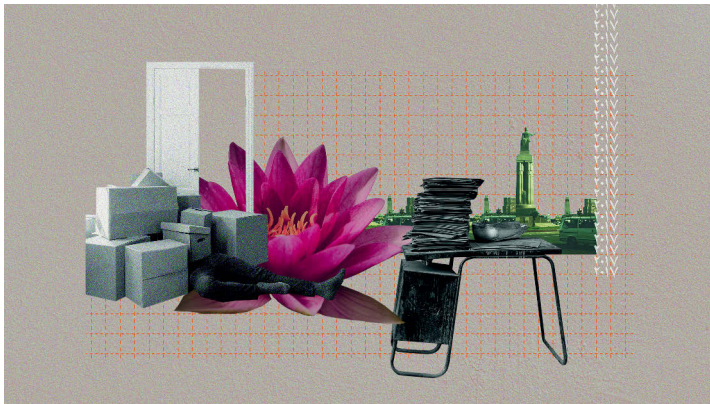


Dauerhaft vorübergehend

Alia Mossallam



Wir waren 2017 noch nicht lange in Berlin, mein Mann und ich, als unser Freund Asef Bayat, ein Soziologe, auf den wir große Stücke halten, uns fragte, welche Pläne wir für die kommenden Jahre hätten. Wir haben keine Pläne, sagten wir und lachten. Ich hatte gerade ein zweijähriges Forschungsstipendium erhalten, das mir die Arbeit an meinem ersten Buch ermöglichen sollte. Wir waren ursprünglich davon ausgegangen, nicht länger als ein Jahr in Deutschland zu bleiben. Bevor wir nach Berlin kamen, hatte ich sogar versucht, eine kürzere Stipendienlaufzeit zu vereinbaren. Nur für ein Jahr wollten wir alles hinter uns

lassen. Gerade so lange, bis sich die Verhältnisse in Ägypten beruhigt hätten.

So erklärten wir es Asef. Er warnte uns. Er sagte, wir seien drauf und dran, in eine Falle zu tappen, so wie er und viele andere 1979 nach der Iranischen Revolution. Nichts schien von Dauer zu sein, sagte er. Man glaube, alles würde sich zum Besseren wenden, dass man einfach nur abwarten müsse. Manche, sagte Asef, würden schon seit Jahrzehnten in diesem Zustand der Vorläufigkeit leben. Oftmals im Ausland, ohne dort je richtig angekommen zu sein, ohne sich je Möbel gekauft zu haben. Manche, sagte er, würden nach wie vor darauf warten, dass sich die Verhältnisse noch änderten, damit sie endlich würden zurückkehren können.

Asefs Schilderung klang wie ein Fluch. Er hörte sich so besorgt an, als wären wir verwunschen. Als hätten wir die Augen vor der Wahrheit verschlossen. »Ihr dürft dem nicht nachgeben, denn das Vorläufige wird von Dauer sein«, sagte er. Dann stiegen wir in den Bus und die Türen schlossen sich mit dramatischer Wucht.

Stillstehen

Wenn ich mir die Anfänge der Revolution in Ägypten vor Augen führe, denke ich vor allem an die Parolen, die 2011 aufkamen. Bei einigen von ihnen erinnere ich mich bis heute an die konkrete Situation, an den jeweiligen Moment. Manchmal war es so, als entstünden sie spontan und kollektiv aus dem Moment heraus. Eine dieser Parolen lautete: *Ithbat. Stillstehen.*

Am Abend des 25. Januar waren wir auf dem Tahrir-Platz. Nach vielen Jahren war es uns zum ersten Mal gelungen, ihn in großer Zahl zu besetzen, und wir beschlossen, die Nacht dort zu verbringen. Gegen Mitternacht war es ruhiger geworden, die Protestierenden machten Pläne für einen Sitzstreik, der mindestens ein paar Tage andauern sollte. Die meisten Journalist*innen und Menschenrechtsbeobachter*innen hatten den Platz bereits verlassen. Plötzlich ging die Straßenbeleuchtung aus. Dann flogen Gummigeschosse, Tränengas wurde ein-

gesetzt, und alle stürmten los. Wir versuchten zu fliehen, mein Mann und meine Freunde und ich, weg von dort, woher die Schüsse kamen, aber wir wussten nicht, wo wir hinrannten, und schnell waren wir auch nicht, weil wir uns untergehakt hatten, um uns nicht zu verlieren.

Dann, inmitten des Durcheinanders, erhob sich in der Ferne eine zaghafte Stimme: »Ithbat, ithbat!« Andere fielen mit ein, und es dauerte nicht lange, bis eine Vielzahl von Menschen »Ithbat!« rief. Die Parole breitete sich über den ganzen Platz aus, bis auch ich mich traute, stehenzubleiben und mit einzustimmen. Ich hielt mir die Ohren zu und weinte vor Angst, immer wieder öffnete sich mein Mund und rief inmitten des donnernden, tausendstimmigen Chors: »ITHBAT! ITHBAT! ITHBAT!« Das ging eine Weile so weiter, bis alle wieder verstummten. Die einende Kraft der donnernden Stimmen hatte den Menschen die Kraft gegeben, Widerstand zu leisten, anstatt vor der Polizei wegzulaufen.

Das arabische Wort *ithbat* geht auf die Grundform *thabat* zurück, die sich mit Standhaftigkeit übersetzen lässt, wie etwa in der Redewendung *al thabaat 'ala al-mabda* – seinen Prinzipien treu bleiben. Wenn man etwas als *thabit* bezeichnet, will man damit sagen, dass es beständig, unverwüstlich ist. All diese Konnotationen waren in dem Moment präsent. Als ich das Wort hörte, als ich es aussprach, setzte ich alles daran, noch die letzte Faser meines Körpers zum Stillstand zu bringen, obwohl ich große Angst hatte und instinktiv fliehen wollte. Ich hielt mir die Ohren zu und hörte in mir den Widerhall meiner Stimme, die im Chor mit den Stimmen der anderen Menschen skandierte.

In Berlin zu sein, fühlt sich manchmal so an, als wäre das Gegenteil passiert. Als hätte ich dem Impuls wegzulaufen nicht widerstehen können. Als hätte ich die Zelte abgebrochen, um mich mit meiner Familie in Sicherheit zu bringen, vielleicht um so etwas wie Glück zu finden und nicht bei jedem Schritt von dem Gefühl verfolgt zu werden, dass ich schuld gewesen bin an der »Zukunft, die nicht kam«, wie es ein Graffiti in Kairo ausdrückt. Die ganze Zeit habe ich das Gefühl, die Menschen im Stich gelassen zu haben. Sie werden immer weniger und müssen die Stellung halten, müssen auf sich achten, müssen kämpfen, damit wir die Räume, die wir erobert haben, nicht wieder verlieren. Indem

wir das Land verlassen, einer nach dem anderen, werden diejenigen, die bleiben, immer verwundbarer.

Gebet über die Angst

Im Jahr 2013, nach der blutigen Erstürmung des Protestlagers auf dem Rab'a-al-Adawiyya-Platz, schrieb der Dichter Mahmoud Ezzat ein Gedicht mit dem Titel *Gebet über die Angst* (*Salat al khuf*). Der Titel nimmt Bezug auf ein in Kriegszeiten entstandenes islamisches Gebet, das Ängste zerstreuen soll. Auf YouTube findet sich ein mehrsprachig untertiteltes Video des Mosireen-Kollektivs, in dem eine Stimme dieses Gedicht rezitiert, während Aufnahmen von einigen der blutigsten Gräueltaten, die das ägyptische Militär seit 2011 verübt hat, zu sehen sind.

In dem Gedicht wird wiederholt der unbedingte und verzweifelte Wunsch geäußert, aus dieser Prüfung – aus diesem Kampf – hervorzugehen, ohne sich zu verlieren.

Siegen wir?
 Oder lassen wir uns zur Schlachtbank führen?
 Ist die Frage schändlich?
 Oder wäre es schlimmer zu schweigen?
 Haben wir den Weg freigemacht?
 Oder ist er zerstört?
 Kann Ungerechtigkeit jemals in blühende Gärten führen?
 Kann Unterdrückung jemals ein Tor zur Gerechtigkeit sein?
 fi 'adl babuh al dhulm? – Kann Unterdrückung jemals ein Tor zur Gerechtigkeit sein?
 fi 'adl babuh al dhulm? – Zu welcher Gerechtigkeit gelangt man durch die Türen der Unterdrückung?

Die Frage nach Türen und Wegen stellte sich immer wieder aufs Neue. In der Nähe meiner Kairoer Wohnung hat jemand die folgenden Worte an die Wand gesprüht: »Das Tor zu einem Ausweg ohne Risiko ist verschlossen.« Die Worte spielen darauf an, dass die Herrschenden der

arabischen Welt im Jahr 2011 die Möglichkeit hatten, zurückzutreten und zu fliehen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. Flucht ohne Rechenschaft war dem Graffiti zufolge aber keine Option mehr. Die Jahre vergingen, und irgendwann mussten auch wir uns die Frage stellen, durch welche Türen wir gehen würden, denn jetzt waren auch wir gefangen. Saßen wir fest, weil wir die politischen Herrscher und ihre Institutionen mit uns eingeschlossen hatten, ohne zu ahnen, wie lang ihre Reißzähne waren und wie tief ihre Wurzeln reichten? Der Weg in die Freiheit war vielen von uns verschlossen, wir konnten nicht fliehen, und was viel wichtiger ist: Wir wussten nicht, wie wir unseren Alltag bestreiten sollten, ohne rund um die Uhr im Kampfmodus zu verharren, beschwert vom Gefühl der Niederlage, immer wieder eingeholt vom Gefühl der Schuld, nicht stark genug gewesen zu sein, nicht ausreichend Widerstand geleistet zu haben gegen den Schrecken, der uns noch bevorstand.

Erspar uns diesen Anblick
 klar wie gleißende Gebirgsluft
 zwischen Blindheit und Licht
 Doch sind es nur Illusionen
 Bring uns unbeschadet hier raus
 Die Füße auf den Schultern
 Bring uns unbefleckt hier raus
 Ohne Blut an den Händen
 Erlöse uns von alldem
 Tausende von uns
 Hunderte von uns
 Eine von uns
 Führe uns wieder hinaus, nackt
 Wie alles begann
 Ohne Minister, ohne Gefolge
 Ohne Orden an der Brust
 Führe uns hinaus, unverbraucht
 Wie damals, als wir auf die Straße gingen
 Kinder wir alle

Ohne jede Angst
 Erlöse uns jetzt
 Erspar uns diese Prüfung
 Die Schlacht macht uns Angst
 Erspar uns diese Prüfung
 Die Schlacht macht uns Angst

Weitergelebt zu haben, während andere getötet wurden, kann man sich nur schwer verzeihen. Und dann ist da dieses nagende Gefühl, dass das Töten hätte verhindert werden können, auch wenn man nicht weiß, wie.

Wo fängt Faschismus an? Und wie? Faschismus beschränkt sich nicht auf einen einzigen Ort, er ist expansiv, breitet sich in uns aus, macht uns alle zu Monstern, auch wenn nicht wir diejenigen gewesen sind, die bei einem der vielleicht größten Massaker in der ägyptischen Geschichte Tausende von Menschen auf dem Rab'a-al-Adawiyya-Platz umgebracht haben. Während der Rest dabei zusah, fast ausnahmslos schweigend, hat das Militärregime die Anhänger der Muslimbruderschaft, seine wichtigsten Gegner, ausgelöscht. Ihr Tod ist die schwarze Leere, die sich zwischen uns gefressen hat.

Im ersten Jahr der Revolution hatten wir ein klares Ziel vor Augen: das Ende des Polizeistaats – als Bedingung für soziale Gerechtigkeit und Menschenwürde. 2011 hatten wir unser Ziel erreicht, aber dann scheiterte die politische Neuordnung des Landes durch den Obersten Militärrat. Alternativen zu denken war schwierig. Jeder neue Schritt stellte das Vertrauen in die Sache auf die Probe. Fragen waren weniger riskant als Antworten, Angst war greifbarer als Mut, und nun bestand der Kampf darin, einer Vision treu zu bleiben, die größer war als alles Politische.

Im November 2011 bekam ich das Gespräch zweier Männer mit, die langsam in Richtung Mohammed-Mahmoud-Straße gingen, auf der es gerade zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Protestierenden, bewaffneten Polizisten und dem Militär gekommen war. Was hier seinen Ausgang nahm, nannte man später *die zweite Revolution*. Einer der Männer sagte: »Ich habe Angst...« Und sein Freund antwortete: »Angst zu haben ist ganz normal.« Und weiter: »Angst und Mut schließen ein-

ander nicht aus. Ganz im Gegenteil, denk an Moses. Moses hatte immer Angst, und er war sehr mutig. Angst und Zutrauen kommen von hier.« Dabei schlug er sich mit der Faust auf die Brust. Sein Freund lächelte. Und dann sind die beiden weitergegangen, Arm in Arm, in Richtung Mohammed-Mahmoud-Straße.

Den Kampf fortsetzen, auf dem Sofa bei Freunden

Du wirst erleben, wie Heimatländer zerschlagen werden
Menschenmengen auseinandergetrieben
und einmal mehr wird die Welt staunend dabei zusehen
und das Leben wird weitergehen, als wäre nichts geschehen
Also komm, komm vorbeispaziert
und bis du da bist, bis wir weitermachen
breite ich auf unserem Wohnzimmersofa
Liebe und Süßes für dich aus.

Aus dem Lied: Al Kanaba (Die Couch), von Kaharib, 2019

Erinnerungen an eine Revolution – oder die Tatsache, sie überlebt zu haben – machen einem das Herz nicht ausschließlich schwer. Wenn ich mir mein Leben vor der Revolution in Erinnerung rufe (vor allem die Jahre zwischen 2000 und 2010, in denen ich politisch aktiv war), dann habe ich eine Frau vor Augen, die mutiger war, als sie es heute ist, weil es sich zu lohnen schien und der Einsatz nicht allzu hoch wirkte. Heute bin ich verbittert, doch zugleich von einem Gefühl der Hoffnung erfüllt.

Zwischen 2000 und 2010 machte sich in allen Bereichen der ägyptischen Gesellschaft ein Erstarken bürgerschaftlichen Engagements bemerkbar. Die Menschen solidarisierten sich mit Palästina, traten für unabhängige Gewerkschaften ein, unterstützten die Vernetzung der Bäuerinnen und Bauern, kämpften für das Recht auf Landbesitz, wandten sich immer entschiedener gegen die Folterpraktiken in den ägyptischen Gefängnissen und gegen den damaligen Präsidenten Hosni Mubarak.

In jenen Jahren konnte man den Eindruck gewinnen, dass die gesellschaftlichen Räume, die wir als die unsrigen beanspruchten, immer größer wurden. Als auch die politische Opposition stärker wurde, entwickelte sich ein Verständnis dafür, wer das eigentlich war: dieses Wir. Damit einher ging ein Mehr an Solidarität, die Gemeinschaft weitete sich aus, wir begriffen, dass unsere Aufgabe als Bürger*innen darin bestand, über das hinauszugehen, was uns gestattet war. Wir beanspruchten die besagten Räume nicht nur, wir haben sie geschaffen. Die Stadt gehörte uns, und es lohnte sich, für sie zu kämpfen.

Egal, wofür wir uns einsetzten – alle, die an unserer Seite kämpften, wurden unsere Freund*innen, und für den kurzen, aber umso größeren Moment, in dem unsere Träume Wirklichkeit wurden, wurden unsere Freund*innen uns zur Familie. Ich engagierte mich nicht nur deshalb politisch, weil ich an die Möglichkeit einer anderen Welt glaubte und weil ich davon überzeugt war, dass wir diese Welt anstreben mussten und auch konnten. Ich engagierte mich deshalb, weil ich mir diese Welt zusammen mit meinen Freund*innen, meiner Familie und den Menschen, die ich liebte, erträumte, weil wir auf die Straße gingen und uns organisierten, weil wir schrieben und kreativ waren, damit die Welt, von der wir träumten, Wirklichkeit wird. Ohne all diese Menschen um mich herum hätte ich nicht gewusst, von was für einer Welt ich träumen soll.

Das Wichtigste auf dieser Reise waren die Menschen. Was mich mit ihnen verband, war der Traum von einer möglichen Welt. Von einer Welt, die vielleicht zu schön war, um Wirklichkeit werden zu können. Aber wir waren naiv genug, es wenigstens zu versuchen. Was wir erlebten, hat uns für immer verändert, wie alle Gemeinschaften, wie alle Menschen, die sich an einer Revolution beteiligt haben. Die alles getan haben für die Möglichkeit einer im Glanz der Gerechtigkeit erstrahlenden Welt. Damals hat sich gezeigt, dass uns die Ungerechtigkeit überlegen ist, aber so kann und wird es nicht ewig weitergehen.

Der inhaftierte Aktivist Alaa Abdelfattah hat einen Artikel geschrieben, in dem er davon berichtet, wie er im Gefängnis eine halbe Stunde mit seinem neugeborenen Sohn Khaled verbringt. Der Text schließt mit einem Satz, in dem der Name des Jungen – Khaled bedeutet: ewig

– mehrfach wiederholt wird: »Khaled ist die Liebe, Khaled ist die Traurigkeit, Khaled ist der Platz, Khaled ist der Märtyrer, Khaled ist das Land; ihr Staat dagegen währt nur eine Stunde dieser Ewigkeit, nur eine Stunde.«

In Ägypten lebt es sich heute weitaus gefährlicher als vor der Revolution. Folter ist allgegenwärtig, immer wieder verschwinden Menschen, die Gefängnisse sind voller junger Menschen, deren Phantasie grenzenlos ist, die einen Anspruch haben auf eine bessere Welt. Unsere Freiheiten wurden massiv beschnitten. Und trotzdem wird weitergekämpft, nicht nur auf der Straße, nicht nur gegen das Regime. Sondern auch im Widerstand gegen eine patriarchalische Gesellschaftsordnung und in dem Versuch, die hässlichen Praktiken des ägyptischen Staats aufzudecken, journalistisch, literarisch, künstlerisch. Vielleicht hat der Militärstaat die Regierungen der Welt auf seiner Seite, vielleicht verfügt er über Geld und Munition, Gefängnisse und ausgeklügelte Folterpraktiken. Aber wir haben Generationen von Menschen, die die Wahrheit kennen, die Wahrheit über die Schlechtigkeit dieses Regimes und die unermesslichen Möglichkeiten, auf die wir einen flüchtigen Blick erhaschen konnten – für einen kurzen Moment, der die Ewigkeit in sich trug.

Im März 2020, als ich während des ersten Corona-Lockdowns meinen Schreibtisch neu organisierte, fielen mir die Briefe eines guten Freundes in die Hände. Alaa Abdelfattah hatte mir zwischen 2014 und 2019 aus dem Gefängnis geschrieben. Im März 2019 wurde er freigelassen, nach einer fünfjährigen Haftstrafe wegen Teilnahme an einer Demonstration. Er war nur wenige Monate in Freiheit, bevor er nochmals entführt und ohne nachvollziehbare Anklage inhaftiert worden ist. Wenn ich seine Briefe lese, fühlt es sich so an, als würde ich mit Alaa sprechen. Seine Klugheit übersteigt den politischen Moment, in dem er schreibt, bei weitem. Ein Absatz aus seinem Brief vom 24. Februar 2014 hat mich besonders beeindruckt:

»Es muss uns endlich gelingen, damit aufzuhören, uns für Dinge, die uns passieren, schuldig zu fühlen, und wir müssen uns von dem Gefühl befreien, dass wir dem Schicksal ausgeliefert seien. Wenn wir akzep-

tieren, dass wir, solange wir stets versuchen, gut zu sein und Gutes zu tun, grundsätzlich ohne Schuld sind, dass wir den Zug des Schicksals nicht verpassen, bloß weil wir uns einen Fehltritt leisten oder einmal nicht pünktlich sind, dann wird unsere Fähigkeit, das Leben zu lieben, immer weiterwachsen. Es macht mich wütend, wenn die Leute sagen: Hätten wir am 11. Februar den Tahrir-Platz nicht geräumt, wäre dieses oder jenes passiert. Die Vorstellung, dass es den einen Moment, die eine Entscheidung gäbe, die den Lauf der Geschichte grundsätzlich verändern würde, ist ein romantischer Gedanke, einer von der übelsten Sorte, ein Gedanke, der lähmt, Schuldgefühle verursacht und Fanatismus und Intoleranz befördert. Wir werden eine weitere Möglichkeit finden, eine dritte, eine hundertste, wir werden unendlich viele Möglichkeiten finden müssen. Sonst wäre es kein Kampf.«

Für den Augenblick sind wir besiegt. Dieser Augenblick gehört ihnen, und er ist gefährlich. Kein Augenblick aber währt ewig – der Kampf für eine mögliche Zukunft wird diesen Augenblick überdauern.

Aus dem Englischen von Gregor Runge.